

## Herausforderungen – Das Neue und die Anderen

Ungewohnt, neu, anders – so sehen Menschen mit Masken aus.

Ungewohnt, neu anders – so stellt sich die Zeit nach fast zwei Jahren Corona dar.

Dabei gehört Corona schon fast zum Alltag. Anderes erscheint neu, etwa der schnelle Takt, mit dem eine Umweltkatastrophe der anderen folgt: Waldbrände, Hochwasser – sie zeigen uns immer öfter Grenzen auf. Wir sind längst nicht mehr selber die „Herren“, die das Heft in der Hand haben.

Das sind Erfahrungen, die viele Menschen weltweit machen. Dabei gehen große Bruchlinien nach wie vor durch Nord und Süd, etwa im Blick auf die Möglichkeiten von Krankenhauskapazitäten und Impfungen im Zusammenhang mit Corona oder auf Versicherungen und finanzielle Entschädigungen bei Umweltkatastrophen.

Wir erleben aber nicht nur unsere Abhängigkeit von der Natur, sondern auch jene voneinander, im Kleinen und im Großen. Hier geht es den reichen Staaten gleich. Unser eigenes Tun wird von Anderen infrage gestellt und mit ihren Problemen in Zusammenhang gebracht.

So kann einer, der eine Maske trägt oder nicht trägt, geachtet oder geächtet werden. Hinter dem kleinen Symbol stehen unterschiedliche Weltanschauungen und Lebensvorstellungen: für die Einen ein notwendiger Schutz für sich selber und für die Mitmenschen, für die Anderen ein Zeichen der Einengung, der Unfreiheit, der Bevormundung.

Vor drei Monaten war ich persönlich froh, dass ich geimpft worden bin. Gerade in einem Beruf, in dem Kontakte zu Anderen – oft auch Fremden – sehr wichtig sind und immer wieder einmal Landesgrenzen überschritten werden müssen, konnte ich mich nun ungezwungener bewegen.

Gleichzeitig erlebe ich nach über einem Jahr, dass mein Verhalten nicht immer eindeutig ist. Das liegt nicht nur an unterschiedlichen Vorschriften in der Türkei und in Österreich, sondern auch an bisweilen besonderen Umständen. Natürlich sollte ich bei einem Besuch eines Kranken oder einer anderen gefährdeten Person die Maske aufbehalten und nicht die Hand geben. Aber ich habe Situationen

erlebt, wo jemand mich aufgrund von Schwerhörigkeit nicht verstehen konnte oder eine Todkranke sich nach Berührung sehnte. Hier entgegenzukommen hat für mich nichts mit Inkonsequenz zu tun. Andere haben in solchen Situationen Wünsche und Bedürfnisse, die ich ernst nehmen möchte.

Der Umgang mit dem/der Anderen oder Fremden ist im interkulturellen und interreligiösen Dialog immer eine Herausforderung. Wir kennen die Probleme bei der Integration von Flüchtlingen. Dort ist es für viele oftmals einfacher, sich vor einer ehrlichen Begegnung zu drücken und es wird schnell gesagt: Wir sind hier die Einheimischen, der/die Andere hat sich unserer Tradition und unserer Gesellschaft unterzuordnen.

Dieser Ansatz ist in den gegenwärtigen Krisen nicht mehr möglich. Heute ist es nicht nur der Fremde, der oft andere Vorstellungen hat. Die Diskussionen etwa über den Sinn von Masken und Impfungen, über das persönliche Verhalten angesichts der Klimakrise gehen in viele Familien hinein und es wird keine eindeutigen Lösungen geben.

Auch in unserem Umfeld in St. Georg hat sich im vergangenen Jahr vieles getan. Menschen, die tragende Stützen waren, haben uns verlassen, durch Tod oder Übersiedelung. Neue kommen und übernehmen neue Aufgaben. Auch hier wird sich die Frage stellen: Wie schaffen wir ein Miteinander: das Aufeinanderzugehen und Brücken bauen. Und das in unsicheren Zeiten, wo es heißt, ständig offen zu sein und mit Veränderungen leben zu lernen.

Als Gläubige wissen wir, wir sind nicht wie Gott. All unser Bemühen und Tun hat Faktoren, die wir nicht beeinflussen und die wir nicht voraussehen können. Dennoch können wir vertrauen, dass Gott uns nicht allein lässt. Er ist mit uns unterwegs, oft auch in der Gestalt des scheinbar Fremden/Anderen. Bei allen menschlichen Unterschieden bleibt die gemeinsame St. Georg-Vision – die Tradition seit mehr als 100 Jahren – ein Ort zu sein, wo Grenzen nicht zum Bruch führen, sondern wo Neues entsteht, wo sich neue Wege zeigen im Miteinander und mit Gottes Hilfe

*Gerda Willam*